

# Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 24

Dienstag, den 16. Juni 1914

3. Jahrgang

## Menschheitserneuerung durch den Sozialismus.

Nicht nur im hohen Schwung der Gesamtbewegung, im starken Rhythmus feines Vordringens, in der Macht, die eine ganze Volksklasse hebt und bewegt, muß die Kulturmission des Sozialismus sich bekunden: auch das Einzelleben muß von ihm, wenn er der Zukunft gewiß sein will, entscheidend bestimmt werden. Daß er die Persönlichkeit formt und sie richtunggebend beeinflusst, dabei aber allen ihren Kräften die mögliche Entfaltung gewährt; daß er denen, die überhaupt der geistigen Erhebung fähig sind, zum großen Ereignis des Lebens werde: das kann der Sozialismus nicht durch Organisation und nicht durch Agitation erzwingen; auch die Vertiefung seiner wissenschaftlichen Lehre vermag es nicht zu leisten. Sondern dieses muß eintreten als selbstverständliche Wirkung der sittlichen und geistigen Kräfte, die der sozialistischen Bewegung innewohnen.

Hat die Bewegung diese große Wirkung ausgelöst? Der imponierende geistige Aufstieg der Arbeiterklasse, die in den Kreisen der Organisierten so viel intensivere Hinwendung zu den Genüssen einer höhern Kultur scheint es auch dem Außenstehenden anzuzeigen. Der ideale Zug der Opferwilligkeit, den gerade die Gegner oft der sozialistischen Bewegung nachsagen, ist ein weiterer Beweis davon, daß die sozialistische Bewegung soziale Tugenden weckt. Und die gereiften Männer — nicht nur die Führer der Bewegung, sondern erst recht jene Namenlosen, die mit freudiger Begeisterung im Sozialismus die Kraft erkennen, die sie aus Verzagtheit und geistiger Enge zu Lebensmut und Freiheit des Denkens führte — wissen aus eigener Erfahrung, wie ihr geistiges und moralisches Sein vom Sozialismus bestimmt wurde, der ihnen alles reicher wiedergab, was vom Lebenssturm als Spreu verweht war: Religion und Vaterland, Vertrauen und Liebe, Hoffnung und Kraft des Gemütes. Aber könnte man nicht methodisch, sozusagen durch ein Experiment, ermitteln, was der Sozialismus für das Leben des Einzelnen bedeutete? Wirklich hat vor zwei Jahren ein Herr Doktor den Versuch gemacht: als handle es sich um die Ermittlung der Haushaltungskosten und nicht um unmeßbare Vorgänge tiefinnersten Seelenlebens, hat er ein Fragenschema ausgearbeitet und damit eine Menge Arbeiter befragt. Dabei konnte nicht Rechtes herauskommen.

Es wird schon dabei bleiben müssen, daß wir über den Kreis der persönlichen Erfahrungen hinaus auf Bekenntnisschriften angewiesen sind, gleich jener, die William Brommes Leben schildert. Darin zeigte sich, wie — im Vergleich zur vorher erschienenen Lebensgeschichte des Arbeiters Fischer, die gleich jener Brommes von Göhre herausgegeben wurde — der Sozialismus den Gesichtskreis ausdehnt und die Lebensziele weiterstreckt. Doch Bromme ging die dichterische Kraft ab, die in Fischer steckte. Was Bromme fehlte, das bringt Otto Krille überreich mit. Er hat die Fähigkeit plastischen Gestaltens, eine bedeutende Schilderkunst und den Blick für das Wesentliche. Wie er nun seinen Lebenslauf beschreibt, den Weg, den der Armenhausbub durch die Drangsal der militärischen Drillanstalt machte, herumgestoßen und ins Innerste verletzt, angeekelt von der platten Erbarmlichkeit und an allen Ranten und Falten des Gemütes wund geschauert, am ganzen Leben verzweifelt — bis ihn endlich der Sozialismus erfasst und hineingeführt in das Ringen um ein höheres, freies Menschentum: das wirkt geradezu wie eine Offenbarung. Es ist eine urgewaltige Bejahung

der Frage, ob der Sozialismus seinen Bekennern mehr gibt als die bloße Aneiferung für den Kampf um die materielle Existenz; ob er den Massen Strebenziele steckt und Kraft des Strebens gewährt, die für das Einzelleben und für die ganze Proletarierklasse gleich einer neuen Religion wirken und also den ganzen Menschen erfassen.

„Unter dem Joch“, Geschichte einer Jugend von Otto Krille. So lautet der Titel des bei Egon & Co. in Berlin erschienenen Buches (geb. 3 Mark). Der Dichter Krille ist unsern Lesern kein Fremder. Daß in der jüngsten Zeit die soziale Satte auf seiner Leier seltener erklang und mehr die rein lyrische ertönte, weiß man auch. Manche hörten aus den neuen Tönen heraus, daß Krilles Entwicklung eine neue Richtung nehme, die abseits vom Sozialismus des kämpfenden Proletariats führe. Seiner Bekenntnisschrift, ihrem Wert als Dokument von der geistig befreienden Wirkung des Sozialismus tut das keinen Abbruch. „Die Tragik des Arbeiterlebens wäre mir auch ohne sozialdemokratische Lektüre aufgegangen, doch sie wurde durch diese schneidender, geistig brennender.“ So urteilt er selber, und er spricht damit aus, daß der Sozialismus alle seine Energien herausforderte, alles in Schwingung setzte, was gebunden in ihm lag; und nur so konnte er sich zur Persönlichkeit entwickeln. Freilich war er vorbestimmt zum Jünger der Sozialdemokratie. Wer im Armenhaus des Bauerndorfes einen Teil seiner Kindheit verbringt, dem wird wie dem „Gemeindekind“ der Ebner-Eschenbach die soziale Ungerechtigkeit ungerichtlich eingeleuchtet. Und wer eine so tapfer-liebreiche Mutter hat wie Krille, der verfällt nicht der Hundedemut.

Also Krille mußte, zumal im roten Sachsen, zur Sozialdemokratie gelangen. Der Weg über die militärische Erziehungsanstalt und die nachfolgende Unteroffiziersvorschule war nur ein Umweg. „Die Sünden der ganzen Dorfjugend“ waren erst auf die Armenhauskinder abgeladen worden; dann wurde im Städtchen Großenhain, wohin die Mutter sich vor der Bauernhochmut gerettet hat, der Hohn der Realschüler des Vorführers Teil. Dennoch: ein Stück Freiheit war dieses Knabenleben, und schmerzvoll genug die dem nach dem Tode des Vaters geborenen Kriegerjohn gewährte Aufnahme ins militärische Erziehungsheim. Er fügt sich nur und hält nur aus, damit der Mutter die Sorge erleichtert wird. Sympathisch zeichnet Krille manche Aufsichtspersonen der Anstalt, aber im ganzen herrscht dort die Dressur, Kriegszustand zwischen Jöglingen und Erziehungspersonal. Alles ist darauf angelegt, die Jungen zum militärischen Kadavergehorsam zu drillen. Auch Lizen und Kinkerlitzchen als Anreiz zum Strebertum fehlen nicht. Haß gegen die Peiniger, glühender Haß kommt in dem Knaben auf. In ihm klingt und schwingt religiöses Empfinden, eine Predigt des Dorfpastors versetzt ihn in Schwärmerei. Den ersten Anreiz kriegt die Gebetsfreudigkeit, als dem Jögling die ersten Siebe verabreicht werden. Das geschieht in Profosentweise: der Dienstbefehl wird vor versammeltem Kriegsvolk verlesen, dann der Delinquent übergelegt und die Strafe vollstreckt. „Das erste Schauspiel dieser Art übte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck aus. Ich dachte an die mittelalterlichen Vestrafungen vor der Volksmenge. Ich kannte damals die Macht der Gewohnheit noch nicht. Ich wußte nicht, daß sie stärker ist als aller Born, stärker als alle Scham; daß sie Ehrgefühl und Menschlichkeit, Stolz und Empfindung mordet.“ Als Krille selbst an die Reihe kam, ging es so zu:

Der Diensthabende las mit monotoner Stimme: „Wehrl vom 3. 5. 1892. Der Bögling Krille wird wegen Verbrechens einer Bank mit drei Stodhieben bestraft.“ Faltete darauf die Hände und betete:

Wir danken Gott für seine Gaben,  
Die wir von ihm empfangen haben,  
Und bitten unsern lieben Herrn,  
Er woll' uns hinfert mehr bescher'n. Amen!

Ich glaube, an diesem Tage hat mein Vertrauen auf den Trost des Gebets einen Sprung bekommen.

Die blöde Anstaltsdressur verhilft ihm auch zum ersten Märtyrertum für den Sozialismus. In Knabenmanier ruft er, als Kameraden in der Weise, die ihnen im Unterricht gelehrt wird, die Sozialdemokratie herunterzumachen, dazwischen: die Sozialdemokraten sind stramme Kerle! Dafür wird er vor der ganzen Klasse geohrfeigt, „links und rechts, daß alle meine Gedanken durcheinanderwirbelten. Zählen konnte ich die Schläge nicht.“

Heraus aus der Anstalt! Das ist schließlich die große Sehnsucht. Aber ein Fluchtversuch endet mit freiwilliger Rückkehr. Wo auch will der Knabe ohne Erfahrung und ohne Mittel hin? Von der Erziehungsanstalt geht es zur Unteroffiziersvorschule. Verschärfter Drill, gesteigerte Marter des Geistes und Gemüts. Endlich verzagt nicht nur der Schüler: auch die militärischen Erzieher werden inne, daß dieser Ton in die militärische Form nicht zu kneten ist. Krille wird entlassen. Nun heißt es, in der Freiheit den Lebenskampf aufnehmen, nun aber gilt es auch, einen Vorn finden, an dem das schwächende Gemüt sich erquiden kann. In Dresden Lohnarbeit als Ungelernter: in der Gardinenmacherei, in einer Hutfabrik, als Ausgeher im Kaufhaus. Immer geringer Verdienst. Eins fällt dem Burschen bald auf: daß der Feind, der ihm in der Anstalt gleichsam persönlich gegenübersteht, als Kapital in der Fabrik eine unpersönliche Form angenommen hat; wie dort der Bögling, so wird hier der Arbeiter geknechtet. In den Lastern der Unbedeutenden ersäufen Arbeiter ihre Menschenwürde; „ich vermählte auch bei den Arbeitern den Geist der Brüderlichkeit.“ Aber es ist „im Durchschnitt der organisierte Arbeiter weitaus der sympathischere Mensch“. Die sittlich tragende Kraft der Arbeiterorganisation, der er noch nicht angehört, kommt dem jungen Menschen langsam zum Bewußtsein. Und er merkt, von welcher Bedeutung die Arbeitsweise, Lohnformen usw. sind. Die Affordarbeit führt zu Uneinigkeit und Reid; der Alkohol dient als Stimulationsmittel bei der Affordarbeit.

Endlich findet Krille, was seiner Sehnsucht nach geistiger Aufrichtung einen Halt, den Bedürfnissen des Gemüts Erfüllung gibt. Das Stiftungsfest des Dresdner Sozialdemokratischen Vereins, wohin er mitgeht, wird zum richtunggebenden Ereignis. Er hört den damals schon todkranken Genossen Eichhorn sprechen: „Zuerst gingen seine Worte sinnlos an meinem Ohr vorüber. Dann aber kam doch etwas in die Stimme, das mich aufhorchen machte. Es fladerte etwas darin, wuchs und kam immer näher und wurde zuletzt zu einer riesengroßen Flamme, die mich ganz in Helligkeit versetzte. . . Alles, was der Mann sprach, machte den Eindruck des Wahrhaftigen und ging ans Herz durch seine Schlichtheit.“ Da hat es ihn gepackt und läßt ihn nicht mehr los:

Beinahe religiöse Gefühle trug ich von jenem Feste heim. Da war doch ein Ausblick aus der Trostlosigkeit. . . Ich griff nach dem neuen Evangelium wie ein Verschmachtender nach dem Trunk. Ich mußte glauben können, um das Leben zu ertragen. Und die Millionen, die heute dem Sozialismus anhängen, sind zum geringen Teil wissenschaftlich überzeugte Sozialisten, sondern sie kommen aus armenloser innerer und äußerer Dede wie das Volk Israel aus der Wüste. Sie müssen glauben, um nicht zu verzweifeln. Sie sind Sozialisten, weil der Sozialismus ihre Sache ist, materiell und geistig. Er ist dem Arbeiter nötig wie Luft und Brot. Ich bemerkte auch bald, daß die geistig regsameren Arbeiter in der Hauptsache sozialdemokratisch dachten. . . Der Begriff Staat hatte für mich früher etwas mittelalterlich Hohes, das sich in Kaserne und Gefängnis verfürperte. Das ward unmerklich anders, weil ich mich selbst als Staatsbürger betrachten lernte, der, wenn auch unterdrückt, doch Interesse an ihm hatte, weil er ihn mit seiner Klasse zu erobern hoffte. Und das Sonderlichste war — es zeigte sich erst später — daß ich, ein Vasser der unbedingten militärischen Disziplin, mich willig der Parteidisziplin beugte. So widersprechend es vielleicht manchem klingen mag, die sozialistische Weltanschauung söhnte mich bis zu einem gewissen Grade mit der proletari-

schen Existenz aus und lehrte mich die gewöhnliche Handarbeit achten. Ich scheute den Namen Arbeiter nicht mehr.

So wird dem Jüngling, der am Leben verzweifelte, der Sozialismus zum festen Stab, daran er die Lebenswanderung getrost fortsetzen, zum sichern Grund, auf dem er sich froh tummeln kann. Der junge Genosse lebt und weht in der sozialistischen Ideenwelt, er widmet sich eifrig der Kleinarbeit für die Partei, besucht den Debattierklub, wird selbst zum Reden getrieben, erlebt die kleinen Abenteuer bei der Flugblattagitiation, die für den Anfänger so viel bedeuten; sein Leben hat Inhalt gewonnen, die elende schlecht bezahlte Lohnarbeit zieht ihn nicht mehr herab, denn das Ideal, dem er zustrebt, gibt dem Geiste Schwingen und hebt das Gemüt über die Niederungen des grauen Alltags. Bald kann Krille als ein Gebender vortreten: seine ersten sozialen Gedichte erscheinen in der Sächsischen Arbeiterzeitung. Freilich sind die äußern Bedingungen der Arbeiterbewegung beengt, und an den Geistesflug heftet sich Erdschwere: der junge Genosse muß im einzelnen manches hinnehmen, was ihm nicht gefällt. Aber das ist doch der bleibende Eindruck: der Sozialismus ist das große Ereignis im Leben des Arbeiters, die sozialistische Bewegung hebt ihn aus der Versinkung in geistiges Elend; der Sozialismus zeigt ihm ein hohes Ziel und weist ihm den Weg, er weckt im Arbeiter das Menschenbewußtsein: „Wie könnte ein denkender Mensch sonst vierzig Jahre ein Dasein ertragen, das sich in der größten Notdurft erschöpft, wenn ihn nicht der Glaube an die Arbeiterbewegung und die Befreiung seines Standes trügen!“

Für den Sozialismus streiten, das heißt Leben! Seine Heißkraft hat sich an Krille erprobt, und Krille bezeugt es von den tausenden Namenlosen. Nichts läßt sich dem Einfluß gleichstellen, den der Sozialismus auf die Millionen Proletarier ausübt. Auch dort, wo eine christliche oder nationale Arbeiterbewegung für die Arbeiter etwas bedeutet, hat sie die Bedeutung durch die in sie eingeschlossenen „sozialistischen Ideen und Gedankengänge“. Der Sozialismus ist der Sauerteig, der alles durchdringt und umwandelt. Er gab den getretenen Millionen eine neue Welt an Empfindungen und Gedanken, er pflanzte ihnen Hoffnung und Kampfesmut ein. Er erneuert die Menschheit! (Mh. Jtg.)

## Maximilian von Mexiko.

### Ein Mexikales Blutspiel.

Zum 50jährigen Jubiläum seines Regierungsantritts.

Wenn heute Amerika in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung vom Norden zum Süden, von Osten zum Westen, keinen einzigen Monarchen mehr angestammt findet, so haben zu diesem Erfolg die mexikanischen Ereignisse vor einem halben Jahrhundert wesentlich mitgewirkt; und die Gestalt des patriotischen Republikaners, des indianischen Präsidenten Benito Juarez erhebt sich rauh, kraftvoll, gerecht über dem phantastisch haltlosen Schwärmer Mexikalischer Mittelalterlichkeit, dem österreichischen Erzherzog Maximilian, dem Bruder des Kaisers Franz Joseph, der sein unbefonnen ehrgeiziges Abenteuer nach geschichtlichem und positivem Recht mit dem Tode büßte. Es ist das Schicksal der mexikanischen Kaiser, daß ihrem Leben und Regieren gewaltsam ein Ende gesetzt wird. Aber das Los des letzten Aztekenkaisers, der sein Vaterland und dessen große Kultur heldenmütig gegen die spanischen Räuber verteidigte und nach der greuelvollen Eroberung von Tenochtitlan 1521 von Cortez gehent wurde, ist in seiner Schuldlosigkeit tragisch erschütternd, während der Habsburger, der sich durch Mexikale Ränke und die kapitalistisch-weltpolitische Intrigen des dritten Napoleon zum Usurpator Mexikos drängen ließ, sein Geschick sich selbst bereitet hat. Die Episode Kaiser Maximilians von Mexiko hat manch merkwürdige Ähnlichkeit mit der blutigen-gefährlichen Abtreppse des preussischen Gardeoffiziers unserer Tage. Deshalb mag sie in ein paar Hauptzügen ins Gedächtnis zurückgerufen werden.

Mexiko hat die dreihundertjährige fluchwürdige Herrschaft Spaniens in einer Reihe von Rebellionen, die von 1810 bis 1824 dauerten, abgeschüttelt. Der Versuch eines selbständigen Kaiserthums, der 1822 unternommen wurde, scheiterte rasch. Seitdem war Mexiko eine föderativrepublik mit einer der Union nachgebildeten Verfassung. Die Republik wurde dauernd von Bürgerkriegen zerrissen. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts fiel die Entscheidung zwischen der Mexikalischen Herrschaft und den Liberalen. 1857 wurden die unermeßlichen Güter der toten Hand säkularisiert — ihr Wert mochte eine Milliarde erreichen —; aus dem Zinsenertrag der verkauften Ländereien wurden die Geistlichen unterhalten. In dieser Maßnahme der liberalen Partei liegt der Ausgangspunkt des Kaiserdramas. Die schwarze Internationale trauerte solidarisch überall um den Sturz ihrer mexikanischen Brüder und den Verlust ihrer zusammengerafften Reichthümer. Die

Pfaffenpartei stiftete unabhängig im Innern Mexikos Aufruhr an, und rief die Hilfe des Auslandes herbei. Die Republik fand ihren rechtmäßigen Verteidiger in dem Präsidenten Juarez, dem ein Gegenpräsident entgegengestellt wurde. Der Bürgerkrieg endigte im Dezember 1860 mit der Niederlage der Mexikalen Hochverräter. Die gingen nun nach Europa und organisierten besonders in Paris und Rom die Vernichtung der mexikanischen Republik. Ein schamlos wucherischer Anleihschwindel, der gegen Mexiko verübt wurde, gab den Gläubigern, vornehmlich Frankreich, den Vorwand, zur Sicherung der schwindelhaften Ansprüche in der „Anarchie“ Mexikos einzuschreiten. Napoleon III. fasste den Plan, Mexiko in einen französischen Vasallenstaat zu verwandeln. So fanden sich die Mexikalen Bestrebungen auf Wiederherstellung des kirchlichen Besitzes zusammen mit den weltpolitisch-kapitalistischen Unternehmungen des napoleonischen Frankreichs. Mexiko wurde 1862 von französischen Truppen besetzt, der legitime Präsident Juarez unterlag der Uebermacht, und Frankreich richtete unter dem Marschall Bazaine eine Art Militärdiktatur ein. Man brauchte zur Festigung der französischen Besitzergreifung einen Monarchen, der unter dem Schutz der französischen Bajonette und nach den Weisungen der frommen Krüten in Mexiko dauernd einen für Frankreich ausbeutungsfähigen Kirchenstaat machen würde.

Für diese Rolle gab sich der österreichische Erzherzog Maximilian her. Die französischen Kreaturen und die Mexikalen Parteigänger erfanden eine Nationalversammlung, die den Erzherzog berief und fügte mit Polizeigewalt eine „Volksabstimmung“ hinzu, die dem Habsburger die Sehnsucht des mexikanischen Volkes vorpiegelte, von seiner erhabenen Persönlichkeit monarchisch regiert zu werden. Was Geistes Kind dieser Maximilian war, erkennt man aus seinen nach seinem Tode veröffentlichten Aufzeichnungen. Er schwärmte zum Beispiel für die spanischen Tiergeschäfte, von denen er schreibt: „Durch den Lauf der Jahrhunderte prägte es sich immer mehr der Sitte des Volkes ein, und selbst der verderbliche Einfluß der Aufklärer, die der reißenden Wölfe im Schafspelze, dieser von Menschenliebe singenden Hyänen, konnten dieses Fest nicht andröthen, wie es ihnen mit so vielem Alterthümlichen gelang.“ Ein rechter Kaiser, um die mexikanischen Republikaner zu bändigen!

Das ganze französisch-österreichisch-römische Unternehmen wurde nur dadurch möglich, daß die Vereinigten Staaten zu dieser Zeit in dem Krieg gegen die Sklavenjunker der Südstaaten verwickelt waren; und es mußte in dem Augenblick zusammenkrachen, als die Vereinigten Staaten Sieger wurden.

Bevor Maximilian und seine ehrgeizige Frau Charlotte, die Tochter Leopolds von Belgien, sich von dem Märchenschloß Miramar nach Mexiko begaben, ließen sie sich vom Papst, dem neunten Pius, den unfehlbaren Segen erteilen. Der Papst hielt eine Ansprache an den „durch die Gnade des Kaisers der Franzosen“ auserwählten Prinzen und empfahl ihm „im Namen des Herrn das Glück der ihm anvertrauten katholischen Völker“. Er fügte die Belehrung hinzu, „die Rechte der Völker sind groß und man muß ihnen genügen; aber größer und heiliger noch sind die Rechte der Kirche“. Das war eine geheime Instruktion, die Weisung, in Mexiko zunächst einmal die vom Staat „geraubten“ Güter der Kirche wieder zu erhaschen.

Schon als Maximilian am 28. Mai 1864 vor Veracruz landete, zeigte sich, daß niemand den Habsburger gerufen hatte, außer Mexikale Spekulanten und französische Abenteuer. Er sah in ein völlig entvölkertes Land einzuziehen, und es kostete den Arranguren des Kaiserthronwunders viel Mühe, so etwas wie den Schein eines feierlichen Empfangs auf dem Wege zur Hauptstadt zu inszenieren. Am 12. Juni zogen die Majestäten in die Hauptstadt ein. Man hatte ihnen sogar einen „Kaiserpalast“ eingerichtet, an dem nichts echt war, wie die massenhaft wimmelnden Wägen. Zu einer wirklichen Regierung ist es keinen Augenblick gekommen, trotz der unzähligen papiernen Erlasse, Verordnungen und Gesetze, die der Kaiser von Gottes Gnaden und päpstlichem Segen bereits unterwegs angefertigt hat. Die Rebellion im Lande wuchs von Tag zu Tag. Zuerst versuchte es Maximilian, indem er die Hoffnungen der Mexikalen enttäuschte, durch liberales Gehaben sich Sympathien zu erwerben. Als er vergeblich den Präsidenten Juarez, den die Vereinigten Staaten unterstützten, auf seine Seite hinüberzulocken versucht hatte, begann er in jähem Wechsel eine Mexikale Schreckensherrschaft. Durch das berühmte Dekret vom 3. Oktober 1865 wurden die Republikaner, also die rechtmäßigen Verteidiger des Vaterlandes, für „Banditen, Straßenräuber und Verbrecher“ erklärt, und jedes Mitglied dieser „Bande“, als vogelfrei und außerhalb des Gesetzes stehend, mit dem Tode durch Erschießen bedroht; das Urteil sollte binnen 24 Stunden vollzogen werden. Hunderte von Patrioten fielen diesem Blutdekret des sanften Erzherzogs zum Opfer. Diese Gewalttherrschaft aber bedeutete zugleich das Ende seiner Kaiserschaft. Frankreich erkannte, daß das mexikanische Abenteuer aussichtslos sei und Napoleon ließ seinen Schilling im Stich. Vergebens reiste die Gattin Maximilians nach Paris; sie wurde kalt abgewiesen. Dann versuchte sie im päpstlichen Rom Hilfe zu werden. Die seelischen Erschütterungen dieser Witsfahrt trieben sie in den Wahnsinn, aus dem sie nicht mehr erwachen sollte.

In seiner hoffnungslosen Lage wollte Maximilian dem angemessenen Thron entsagen und Mexiko verlassen. Aber österreichische Einflüsse und Einflüsterungen bestimmten den ewig Schwankenden zu bleiben und um sein Glück weiterzuspielen. Man ließ ihn aus Wien wissen, daß sein Bruder — es war nach der Niederlage im Kriege mit Preußen — milde abhandeln wolle und

daß Maximilian die österreichische Kaiserkrone zuzahlen würde. Diese Aussicht dürfte er nicht zerhören dadurch, daß er seine mexikanische Herrschaft im Stich ließe. Es ist nicht ganz ungläubhaft, wenn man diese österreichischen Einwirkungen als eine Intrige der Mexikalen Partei in Oesterreich gedeutet hat, die eine Rückkehr des „liberalen“ Erzherzogs verhindern wollte.

Maximilian blieb und war nach dem Abzug der französischen Truppen den siegreich vordringenden Republikanern in die Hände gegeben. Im März 1867 endigte die französische Besetzung Mexikos. Maximilian zog sich schließlich mit seinen Getreuen nach Queretaro zurück, das am Morgen des 15. Mai von den Republikanern genommen wurde; es heißt, daß Berrut im Spiele gewesen sei. Juarez, der nun wieder die Präsidentschaft übernahm, wollte Milde walten lassen. Aber er konnte gegen die furchtbare erbitterte Stimmung, die jenes Blutdekret erregt hatte, nicht durchdringen. Das kriegsgerichtliche Verfahren wurde eingeleitet. Die Anklage richtete sich gegen Ferdinand Maximilian von Habsburg und die sogenannten Generale Miramon und Mejia. Die Anklage wird dahin zusammengefaßt: Nachdem Mexiko die Unglücksfälle eines 50-jährigen Bürgerkrieges erlitten und das Volk jene korrupten Klassen unterdrückt und besiegt hatte, welche, um ihren eigenen Interessen zu dienen, alle nationalen Interessen der Republik aufopfert, beriefen die verworfensten Reste der besetzten Klassen, den Fremden in der Hoffnung, durch seine Hilfe ihre Nachgelüste zu befriedigen. Sie beuteten den Ehrgeiz und die Unkenntnis eines fremden Monarchen aus, und vor der Republik erschienen in verbrecherischer Verbindung die Intervention des Auslandes und der Verrat.

Das Gericht fällt das Todesurteil. Der Präsident Juarez bestätigte es. Innerhalb vierundzwanzig Stunden, am 19. Juni 1867, wurden Maximilian und die beiden Generale erschossen.

## Der Aufbau des Gehirns.

Von Dr. A. Lanik.

Die Gehirnanatomie begnügte sich bis vor nicht allzulanger Zeit damit, die Größe und Furchung des Gehirns zu messen, auf den inneren Aufbau, auf die mikroskopische Untersuchung legte sie kein großes Gewicht. Nachdem jetzt aber festgestellt ist, daß weder Größe noch Furchung des Gehirns Schlüsse auf die Geistesentwicklung zuläßt, ist das anders geworden. Die einzelnen Gehirnschnitte unterscheiden sich in dem mikroskopischen Aufbau ihrer Zellfasern ganz auffällig von einander. Ebenso ist die Größe der einzelnen Bezirke bei den verschiedenen Tierarten verschieden. Wir wissen, daß jeder Sinn einen besonderen Sitz hat, der Gesichtssinn einen anderen als der Geruchssinn, der Geschmack einen anderen als das Gehör oder das Gefühl. Der Umfang, den diese verschiedenen Abteilungen einnehmen, ist nun ganz verschieden je nach der geistigen Entwicklung des betreffenden Wesens. Nach Brodmanns Untersuchungen an Säugetiergehirnen gibt es Gehirnsbezirke, die bei allen Säugetieren vorkommen, andere wieder, die nur bei einer gewissen Gruppe angetroffen werden.

Die Lage, die Form und der Umfang jedes Einzelteils lassen wertvolle Vergleiche zwischen den einzelnen Tiergruppen zu. Das Sehfeld z. B. gehört zu denen, die bei allen Säugetieren angetroffen werden. Der Flächeninhalt des Sehfeldes erreicht bei den Seehunden 4536 Quadratmillimeter, beim Zigel aber nur 23 Quadratmillimeter. Neben dem Seehund steht auch der Mandrill mit 3537 Quadratmillimeter Sehfeldfläche noch vor dem Menschen, der im Durchschnitt nur 3321 Quadratmillimeter erreicht. Ganz anders aber wird das Bild, wenn man das Sehfeld im Verhältnis zum Gesamtgehirn betrachtet. Dabei ergibt sich für das Sehfeld des Menschen, 2,8 Prozent, des Schimpanzen 8,1 Prozent, des Seehundes aber schon 14,5 Prozent. Man erkennt sofort, daß diese Verhältniszahlen auf einen charakteristischen Unterschied hinweisen. Beim Menschen ist das Sehfeld eben nur mit nicht 3 Prozent am Gesamtgehirn vertreten, weil andere Gehirnteile bei ihm stärker entwickelt sind, die bei den Tieren zurückgeblieben sind oder ganz fehlen.

Wenn einmal die einzelnen Gehirnsfelder in ihrer Gesamtbegrenzung genau erforscht sind, dann wird man wahrscheinlich in den Zahlen, die die Beteiligung eines Feldes am Gesamtgehirn und sein Verhältnis zu den entsprechenden Feldern bei andern Tieren festlegen, einen Maßstab haben, die geistige Entwicklung des betreffenden Tieres zu bestimmen. Natürlich sind die Beziehungen mit diesen Angaben noch längst nicht erschöpft, auch die Form des Sehfeldes wird, besonders bei nahe verwandten Arten, eine große Rolle bei der Unterscheidung spielen. Beim menschlichen Gehirn nimmt

zum Beispiel der Laterale, also seitwärts gelegene, Sehflächen-Anteil beim Europäer weniger als 10 Prozent des ganzen Sehfeldes ein, bei den Naturvölkern dagegen 27 Prozent und bei den Schimpansen über 60 Prozent. Während also beim Europäergehirn fast das ganze Sehfeld an der Innenfläche liegt, reicht bei den Naturvölkern schon ein beträchtlicher Teil über den Okzipitalpol nach außen, und bei den Affen ist sogar der Hauptteil nach außen verlegt. Auch in solchen Unterschieden ist unzweifelhaft ein Hinweis auf die Entwicklungsreihe zu erblicken.

Das sind einige der ersten Meilensteine auf dem neuen Weg, den die Gehirnanatomie in Zukunft zu beschreiten hat. Noch ist ihr der Weg völlig unbekannt, sie muß mit Vorzicht Meilenstein nach Meilenstein aufrichten. Noch ist nicht einmal die genaue Begrenzung der einzelnen Gehirnsfelder möglich, noch kann eine Beziehung zu einander und zu denen anderer Tiere nicht festgestellt werden. Es wird also wohl einer langen Forscherarbeit bedürfen, ehe auf diesem Gebiete eine solche Höhe der Kenntnisse erreicht ist, die es uns gestattet, das höher entwickelte Tier von niedriger entwickelten zu unterscheiden und das Genie aus dem Durchschnitt herauszufinden.

## Die Ebertalsperre, die größte Talsperre Europas.

(Zu der bevorstehenden Einweihung der Waldecker-Talsperre.)

Wir leben in einer rastlos vorwärts schreitenden Zeit, für die man den besonderen, ebenso unshönen wie undeutlichen Ausdruck „schnellegig“ eigens geprägt hat. Indessen unrichtig ist dieses Wort sicherlich nicht. Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens überschlagen sich Vorgänge und Ereignisse förmlich. Was uns heute noch als eine besondere Errungenschaft gilt, das ist morgen vielleicht schon überholt. Vor etwa Jahresfrist, im Juli 1913, wurde die Wöhntalsperre, in der Nähe von Dortmund, ihrer Bestimmung übergeben. Damals war sie mit einem Stauinhalt von 130 Millionen Kubikmeter die größte Talsperre Europas. Aber nicht einmal ein ganzes Jahr hat die Wöhntalsperre diesen Ruf zu behaupten vermocht. Inzwischen ist in einem der kleinsten Bundesstaaten des Deutschen Reiches, dem Fürstentum Waldeck, die Ebertalsperre vollendet, die einen Stauinhalt von über 200 Millionen Kubikmeter haben wird. Bleibt die Ebertalsperre mit dieser Zahl auch weit hinter den amerikanischen Talsperren zurück, so ist sie doch gegenwärtig die größte Talsperre Europas.

Die „amtliche“ Bezeichnung — in Preußen-Deutschland muß bekanntlich alles amtlich gestempelt sein — lautet übrigens nicht Ebertalsperre, sondern „Waldecker Talsperre“. Die Bezeichnung Ebertalsperre ist jedoch weit geläufiger und auch gebräuchlicher. Welche Gründe den preussischen Eisenbahnminister veranlaßt haben mögen, die ältere und schon eingebürgerte Bezeichnung zu ändern, das werden wahrscheinlich nicht einmal die Götter wissen. Allerdings liegen zwei Drittel des Staubeckens auf waldeckischem und nur ein Drittel auf preussischem Gebiet. Vielleicht hat man dem ziemlich ruhmlosen Waldeck durch die Benennung der Talsperre zu der bisher mangelnden Berühmtheit verhelfen wollen. Jedenfalls war die Bezeichnung Ebertalsperre aber wohl berechtigter; denn die neue gewaltige Sperranlage hemmt den wilden Lauf der Eder und sperrt das Ederthal. Die Eder — oder Edder, wie sie früher meist genannt wurde — entspringt auf dem Rothaargebirge, sie fließt durch die preussische Provinz Hessen-Nassau, dann durch Waldeck und mündet bei Fulda in die Fulda, einem Nebenfluß der Weser. Im Sommer ist die Eder ein harmloser Fluß, der jedoch allzu oft im Vorfrühjahr zu einem reißenden Strom anschwellt. Seine brausenden Fluten haben dann große Verheerungen verursacht, die neben anderen Gründen Veranlassung zu dem Bau der heutigen Talsperre gewesen sind.

In der Nähe von Heinsfurt, von dem Städtchen Waldeck oder dem alten, bekannten Vadeorte Wildungen aus gleich schnell, wenn auch nicht sehr bequem zu erreichen, ist die Ebertalsperre mit ihren gewaltigen Anlagen errichtet. Dort, wo die Eder am Urenkopf eine lähne Wiegung macht, verbindet heute die gewaltige Sperrmauer die grünen Berge. Stumm und dennoch beredt — das klingt zwar widersinnig, ist aber trotzdem richtig — kündet das mächtige Bauwerk die gewaltige Arbeit, die hier rührige Menschenhände in den letzten Jahren mühsam verrichteten. Erläuternde Zahlen erst zeigen deutlich, welche Unsumme von Arbeit die Talsperre erstehen ließ. Zunächst mußte man den tiefen Urgrund suchen, bevor man mit der Aufführung der Mauer beginnen konnte. Hierbei wurden mehr als 200 000 Kubikmeter Erde und Steine ausgehoben. In den nahen Bergen brach man fast 300 000 Kubikmeter Steine, die man gemeinsam mit 100 000 Kubikmeter Mörtel für den Bau der Mauer verwendete. An der Sohle mißt die Mauer 270 Meter in der Länge und 34 Meter in der Breite. Die Länge der Mauer an der Krone beträgt 390 Meter, die Breite 5 Meter. Die höchste Höhe der Mauer mißt 42 Meter, 10 Meter mehr als die Wöhntalsperre.

Aber der Bau der Sperrmauer ist nur ein Teil der Riesearbeit, die hier verrichtet ist. Man hat nicht nur aufgebaut, sondern auch zerstört. Ganze Dörfer mußten (wie bei dem Bau der Wöhntalsperre) niedergelegt werden. Die waldeckischen Dörfer Berich und Beringhausen und das preussische Dorf Nsel mußten der Stauanlage weichen. Sie gaben preussischen Pionieren und Artilleristen Gelegenheit zu harmloser aber praktischer Betätigung. Die drei Dörfer wurden buchstäblich dem Erdboden gleichgemacht. Etwa 800 Einwohner trennten sich schweren Herzens von der lieb-gewonnenen Scholle, auf der zumeist auch schon die Eltern und Großeltern gewirtschaftet hatten. Neu-Berich, Neu-Berichhausen und Neu-Nsel sind in Entfernung von etlichen Kilometern an Stelle der verschwundenen Dörfer entstanden.

Nach diesem Zerförungswork konnten sich die Fluten der Eder in das gewaltige Bett des künstlich geschaffenen Sees ergießen. Und es ist in der Tat ein gewaltiger See, der hier von Menschenhand geschaffen wurde. Das Staugebiet der Talsperre erstreckt sich über eine Fläche von 1170 Hektar. Rund 240 Hektar Wald und 930 Hektar landwirtschaftlich benutzter Boden mußten geopfert werden. Die Länge des Sees beträgt 27 Kilometer und seine Breite schwankt zwischen 175 Metern und einem Kilometer. Auf diese gewaltige Fläche verteilen sich 202 Millionen Kubikmeter Wasser, das hinter der mächtigen Mauer gestaut ist. In einer Sekunde kann der See 250 Kubikmeter Wasser abgeben. In der Talsohle befinden sich 6 Rohre mit einem Durchmesser von 1,35 Meter. Außerdem strömt aus 12 Öffnungen von je 2,50 Meter Breite in der Mitte der Mauer das Wasser stürzend zu Tal. Für eintretendes Hochwasser ist die ganze Mauerkrone als Ueberfall eingerichtet. Aber zu einem Hochwasser will man es nicht mehr kommen lassen. Für solche Fälle bleiben in Zukunft zur Winterzeit immer 30 Millionen Kubikmeter reserviert. So bannt man die verheerenden Wirkungen dieses Elements. Selbstverständlich sind auch die Kosten für die gewaltige Stauanlage bedeutend. Sie betragen insgesamt 20 Millionen Mark, rund 8 Millionen Mark entfallen hiervon auf den Grunderwerb.

Talsperren sind keine Errungenschaften der Neuzeit. Schon Herodot weiß von ihnen zu berichten. Aber sie dienen ebendem wohl lediglich dem Hochwasserschutz und der Wasserversorgung. Zum Schutz gegen Hochwasser und zur Regulierung der Wasser-versorgung werden auch heute noch die Talsperren zum Teil errichtet. Aber dies sind nicht mehr ausschließlich die Gründe, die zur Herstellung der gewaltigen Stauanlagen führen. Die Talsperren haben über diesen früheren Zweck hinaus eine eminente wirtschaftliche Bedeutung. So hat denn die Ebertalsperre nicht zuletzt eine wichtige Aufgabe für die Versorgung des künstlichen Wassernezes in Preußen zu erfüllen. Von Hannover wird durch die Weser und durch den Dortmund-Ems-Kanal zum Rhein hin eine künstliche Wasserstraße angelegt, die neben der Lippe von der Weser gespeist werden soll. Die Weser kann aber aus mehr als einem Grunde diese Aufgabe nicht erfüllen. Hierbei wird die Talsperre wertvolle Dienste leisten.

Die planmäßig gesammelten, gewaltigen Wassermengen werden außer der Speisung des Mittellandkanals auch noch anderweitig zweckmäßige Verwendung finden. Das Wasser wird zur Kraftgewinnung für elektrische Energie dienstbar gemacht. Aus dem Staubeckens erreicht sich das Wasser der Turbinenanlagen. Diese Anlagen wieder übertragen die Kraft des stürzenden Wassers auf elektrische Maschinen. Eine große Kraftwerk-Anlage bei Heinsfurt ist eigens für diese systematische Umwandlung erbaut. Gemeinsam mit den Kraftwerken an der Mindener-Weserstaunanlage und dem an der Diemelstaunlage werden von Heinsfurt aus weite Gebiete mit elektrischer Kraft und elektrischem Licht versorgt werden. So ist ein sehr wesentlicher Faktor der Talsperre schließlich noch eine der größten Ueberlandzentralen, die wir in Deutschland zurzeit kennen. Die Höchstleistung des Kraftwerkes bei Heinsfurt beträgt nicht weniger als 12 500 Pferdekraft. Rund vierzig Millionen Kilowattstunden sollen hier erzeugt werden. Das sind Zahlen, die die große Bedeutung der Talsperren nach dieser Richtung illustrieren.

Damit wäre in großen Umrissen ein Bild von der Anlage der größten Talsperre Europas und seiner Bedeutung gegeben. Aber noch eines verdient hervorgehoben zu werden. Man hat diesen mächtigen, künstlichen See mit seinen gewaltigen Nebenanlagen nicht wahl- und planlos entstehen lassen. Seine Anlage fügt sich vielmehr trefflich in das ganze landschaftliche Bild. Mit seinen zahlreichen Landungen und vielen Buchten wirkt der See, den bald schnelle Motorboote beleben werden, durchaus reizvoll. Die Anlage des alten Schlosses Waldeck gewährt einen prächtigen Rundblick auf die ganze Stauanlage und die übersäumenden Wassermengen werden, wenn sie dröhnend die Sperrmauer hinunterstürzen, ein grandioses Schauspiel bieten.

So ist die größte Talsperre Europas ein prächtiges Werk fortschreitender menschlicher Kultur, die hier Großes geschaffen hat, von der wir aber zu Nutzen und Frommen der Allgemeinheit noch Großeres erwarten.

Nottebohm, Dortmund.